

Andererseits kommen ganz neue Themen rund um erneuerbare Energien oder etwa gentechnisch veränderte Lebensmittel ins Spiel. Je nach Thema überlappen sich auch im Bereich der Umwelt verschiedene Wissenschaftsgebiete – mal geht es eher um medizinische, dann wieder um Ressourcenproblematiken mit wirtschaftlichen Interessen bis hin zu gesamtgesellschaftlichen Fragestellungen hinsichtlich unseres Lebensstils.

Investigativ recherchierende Umweltjournalisten berichten über die Verzwitterung von Fischen durch Hormone im Abwasser, die in Kläranlagen nicht herausgefiltert und wieder dem Trinkwasserbereich zugeführt werden. Oder sie bringen ans Tageslicht, dass wir hierzulande ungefähr jede vierte Einkaufsstüte mit Lebensmitteln wieder in den Müll werfen. (Mit »Taste the Waste« erhält Valentin Thurn dafür den Umweltmedienpreis 2011). Allein im Bereich der Verbraucherthemen, der Abfall- und Entsorgungsproblematiken, jagt ein Skandal den nächsten. Journalisten, die sich den Nachhaltigkeitsthemen verschrieben haben und die Bevölkerung entsprechend sensibilisieren, haben vermutlich erst die »Spitze des Eisbergs« im Visier.

Der Beruf

Wie sieht denn der Alltag des Wissenschaftsjournalisten aus? Es fängt schon damit an, dass der Wissenschaftsjournalist in der Online-Recherche bei Google ziemlich schnell am Ende mit dem Latein sein kann, wenn es um neueste Forschungsergebnisse und erste Publikationen dazu geht. Er braucht Zugang zu Wissensdatenbanken, die jenseits von Google liegen und ja, die gibt es tatsächlich. Vieles ist heutzutage sogar kostenlos und ohne Passwortschutz im Internet abrufbar, wie etwa die »Medline« als weltweit größte Sammlung an medizinisch-wissenschaftlichen Studienergebnissen. Informieren kann man sich auch über wissenschaftliche Informationsdienste oder Pressestellen von Hochschulen. Außeruniversitäre Einrichtungen, wie Fraunhofer-, Max-Planck- oder Helmholtz-Institute, verschicken

regelmäßig Newsletter zu aktuellen Forschungsergebnissen. Die »Vor-Ort«-Recherche des Wissenschaftsjournalisten kann auch zeitintensiv werden, denn wissenschaftliche Erkenntnisse sind häufig nicht von heute auf morgen zu beobachten. Auf Kongressen und Jahrestagungen sind Teilerrungenschaften aus erster Quelle zu erfahren, die Forschungsväter »live« zu interviewen. Nicht selten sitzt man als Medizinjournalist in Kliniken, um im Dialog mit Ärzten, je nach Thema auch mal bei Psychologen, Ernährungs- oder Sportwissenschaftlern, neueste Informationen zu sammeln. Für Reportagen und Dokumentationen steht man dann auch mal mit Mikrofon oder Kamera im OP.

Themen an Personen festmachen, dieses journalistische Gebot kann für Medizinjournalisten besonders schwierig werden. Denn wer will in unserer leistungsorientierten Gesellschaft ausgerechnet mit einer Krankheit berühmt werden? Impotenz, Inkontinenz, multiple Persönlichkeitsstörung, Sucht – vor allem wenn es um Tabuthemen geht, ist die Suche nach Protagonisten oft zeitraubend. Es braucht viel Verständnis und Einfühlungsvermögen, auch manchmal Überredungskunst, Betroffene zum Mitmachen zu motivieren. Vertreter von Selbsthilfegruppen können hilfreiche Ansprechpartner sein, auch Therapeuten oder Angehörige. Einen Beitrag am Ende dann doch mit Hinweis auf Namensänderung veröffentlichen zu müssen oder in TV-Beiträgen Köpfe durch Verpixeln zu anonymisieren, ist journalistisch gesehen schon eine Teilniederlage.

Aufklärung tut Not immer dann, wenn Menschen noch zu wenig oder gar falsch informiert sind. Wenn sie misstrauisch werden, diffuse Ängste um Leib und Leben entwickeln – einfach Zukunftsangst haben. Aktuelles Beispiel: die Grüne Gentechnik. Da forschen Wissenschaftler mit Hochdruck an überflutungstolerantem Reis, um der Bevölkerung in Bangladesch die durch Klimawandel prognostizierte Halbierung der Reiserträge zu ersparen, schlicht das Überleben zu sichern. Mit der gentechnischen Anreicherung von Vitamin A und Spurenelementen in Maniok, der Hauptnahrungsquelle für 250 Millionen Men-

schen in Afrika, soll Krankheiten vorgebeugt werden. Und dabei ist das Thema bei uns durch die Diskussion um die pilzresistente und länger haltbare »Gentomate« emotional so hochgekocht, von Beginn an so negativ besetzt worden, dass man diesen Forschungszweig geradezu in den Bunker verbannt hat, Feldversuche bis heute boykottiert. Dabei behaupteten in Umfragen noch zur Jahrtausendwende 44 Prozent der Deutschen, dass nur genetisch veränderte Tomaten Gene enthalten, normale Tomaten keine.⁹ Ein klarer Fall von Informationsmangel. Gentechnik – nein danke! ... heißt es prinzipiell, wenn es um unsere Nahrung geht, gentechnisch hergestellte Medikamente schlucken wir aber ohne Proteste. Derzeit sind mindestens 147 Arzneimittel mit 100 Wirkstoffen zugelassen, die in Deutschland bereits 16 Prozent des gesamten Arzneimittelumsatzes ausmachen.¹⁰ Wissenschaftsberichterstattung hat bei emotional besetzten Themen durchaus noch Nachholbedarf – umfassend, sachlich, moderierend, faktentreu.

Wunder der Technik gibt es nicht, denn das ist alles erforscht, entwickelt, erprobt und geprüft worden, bevor es in Betrieb genommen wird. Und manchmal können journalistische Beiträge auch helfen, Entwicklungen zu beschleunigen, weil Neuerungen durch die Nachfrage informierter Bürger schneller zum Einsatz kommen. Beispielsweise ist der Siegeszug der mikroinvasiven Operationsverfahren in den Anfängen noch von Chirurgen ausgebremst worden, die gefordert haben, dass junge Fachärzte erst einmal ausreichend konventionell operiert haben müssen, bevor sie überhaupt an die neuen OP-Verfahren herangehen dürfen. Aber wer will schon einen großen Bauchschnitt haben, wenn es auch durchs Schlüsselloch geht? Die Berichte und Publikationen zu diesen neuen Verfahren haben dann aber schnell dazu geführt, dass Druck aus der Patientenschaft kam und sich die »sanfteren« Methoden dann auch schnell etabliert haben. Heute ist das gar kein Thema mehr und dank der Entwicklung computerbasierter Simulationstrainer können angehende Mediziner sogar endoskopische Eingriffe am PC üben, bevor sie dann in den OP gehen.

Lebenslanges Lernen ist für Wissenschaftsjournalisten quasi systemimmanent gegeben. Immer den neuesten Entwicklungen und Erkenntnissen auf der Spur – bisweilen ist man auch noch geheimer Mitwisser von Forschungsvorhaben und ersten Teilergebnissen, bevor diese seitens der Wissenschaftler autorisiert und an die Öffentlichkeit gegeben werden dürfen. Auch das gehört zu den Spielregeln dieses Berufes: vertrauliche Informationen nicht vorschnell preiszugeben – manchmal auch eine Zerreißprobe für das journalistische Selbstverständnis, das ja durch Schnelligkeit und Neuigkeitswerte getrieben ist, immer wieder nach »Sensationen« sucht.

Im Zeitalter von Crossmedia tut sich darüber derjenige als Wissenschaftsjournalist im Konkurrenzkampf um Aufträge oder Redaktionsposten leichter, der es versteht, seine recherchierten Informationen auf verschiedenen Medienplattformen adäquat zu publizieren. Dazu muss er natürlich seine Textbausteine mediengerecht ausarbeiten können. Print und Online sind sich zwar vom Satzbau noch ähnlicher als Texte, die fürs Hören – also für Radio oder TV-Kommentare – verfasst werden, hinzu kommen aber bezüglich der Darstellung auf Internetplattformen noch ganz neue Aspekte, wie Usability, also Bedienbarkeit und Nutzerfreundlichkeit oder Suchmaschinenoptimierung (SEO) – und was im Internet noch übersichtlich und gut lesbar aussieht, muss möglicherweise für Smartphones oder Apps wieder neu angepasst werden. Wer dazu noch in der Lage ist, gute Fotos zu liefern, möglicherweise sogar Kenntnisse als Videojournalist mitbringt und sendefähige Podcasts produzieren kann, ist heutzutage schon einmal gut im Rennen. Und das ganz unabhängig von seinen wissenschaftlichen Spezialkenntnissen. Möglicherweise sehen mit der Entwicklung neuer Medienplattformen, neuer crossmedialer Strategien, vor allem den aktuellen Entwicklungen im Bereich von Mobile und Social Media auch die Aufgaben von Wissenschaftsjournalisten zukünftig anders aus. Neue Rollen könnten ihnen als Infobroker, Faktenchecker oder Blogger zufallen.